

**Wenn zwei sich gut find.**

L. von Hauff.

Wenn zwei sich gut find, dann glückt  
umher  
Als ob es ewiger Frühling wär,  
Dann gibt's nicht Mäg und nicht  
Donnerschlag,  
Nicht Sturm und trübgrauen Regen-  
tag,  
Die Liebe nur Sonne im Herzen  
spinnt,  
Wenn zwei sich gut find!

Wenn zwei sich gut find, dann  
schmeckt der Wein,  
Als könnten Trauben nie fauer sein,  
Der Tabak — und sei es das  
schlimmste Kraut,  
So gut, als wär' er in Stuba gebaut,  
Kartoffel und Brot wie Kröpfen und  
Stint,  
Wenn zwei sich gut find!

Er ist ein Knecht nur, und sie die  
Magd,  
Nach ihrem Glücke hat niemand ge-  
fragt,  
Und niemand weiß es, wie fest und  
süß  
Sie beide sitzen im Paradies,  
Der Bauernhof wird zum Schloß ge-  
schwind,  
Wenn zwei sich gut find!

**Haß.**

Von Rose Kaunan.

Es war doch zum Schluß trotz al-  
lem etwas wie eine Ausöhnung ge-  
worden. Sie würden natürlich ihr  
Leben lang übergeigt — bleiben, daß  
ihr Junge, ihr einziger Junge eine  
andere Frau hätte finden können.  
Und eine reichere nicht bloß, das hatte  
sie am Ende gar nicht so wichtig ge-  
nommen, wie man ihr böslid noch  
immer unterfchieden wollte. Nur eine  
vielleicht ohne diese Lebensfreundheit  
und ohne diese aufreizende müßige  
Verträumtheit; sie nannten das  
künstlerische Feingefühl und mach-  
ten wohl gar eine Tugend daraus.  
Eine Jüngere hätte sie ihm gegenüber  
und eine schon körperlich Robustere  
oder eine von anderem Herkommen  
wenigstens, die ihm vorwärts gehol-  
fen hätte durch ihre Zugehörigkeit zu  
den Kreisen, die für ihn entscheidend  
waren.

Aber sie verzog langsam die Fülße  
der Enttäuschungen. Die Tochter er-  
wies sich wenigstens als lenksam und  
verkamte immerhin die großen Lü-  
ken ihrer Erziehung nicht.

Kühlig und offen hatte sie wirklich  
von Anfang an ihre erschreckende Un-  
erfahrenheit und Unbegabtheit in  
wirthschaftlichen Verrichtungen ein-  
gesehen, auch daß sie nicht weiter als  
von einem Tage zum anderen zu for-  
gen gewöhnt war. Gewiß kam das  
von dieser armeligen Beschräntheit  
ihres Lebens her.

Dabei, mit aller Zurückhaltung, die  
man ihr zusetzen mußte, sprachen  
Stimme von ihrer Wesensart schon un-  
verkennbar im Hause auf und gaben  
allen einen so neuen schätzerischen  
Dust. Zwischen seiner Mathematik  
und der Musik wollte der sonst kunst-  
fremde Sohn plötzlich viel Verwand-  
tschaft entdecken haben und den gleichen  
Segen jeder Harmonie in beiden  
verführen.

Und sogar sie war wider Willen  
ein wenig angezogen von diesem frem-  
den Lebensbauch. Sie, die doch wahr-  
haftig wußte, daß nur in den prakti-  
schen Dingen und Fragen Bedeutung  
war und natürlich und einzig in der  
von fern bewundernden Zahlen-  
und Bucherwelt ihres Sohnes. Sie konnte  
heute, halb und halb überwunden, die  
Hände im Schöße still sein, kirchen-  
stills, wenn die Schwiegertochter lang,  
und sich freuen an den Versen, die sie  
manchmal sprach, und die bei ihr schon  
wie Kunst waren. Und die tausend  
kleinen Feinheiten und Lieblichkeiten,  
die ihr immer einfielen, die nicht fä-  
higen, freilich, mit denen sie nur den  
Alltag überflüssig zu vergolden wußte,  
daß jeder Tag ihr eigentlich etwas  
wie ein Festtag ausfiel!

Nur wenn sie die Schwärmende  
immer hinter allen Dingen Schönheit  
finden sah und Entzücken äußern und  
Entzücken fordern hörte, wo wahrhaftig  
kein verständiger Mensch sich er-  
regt hätte, da lächelte sie noch, überle-  
gen, wie ihre Klugheit und ihre Jahre  
ein Recht hatten zu lächeln.

Der Hochmuth, der über der jungen  
Frau lag, rührte aber eine verwandte  
Seite in der eigenen Seele an, nur  
daß er dort eben auf nichts gegründet  
war, dieser Hochmuth, und so die ver-  
ständliche Mäßigkeit manchmal gar  
wie Gleichgültigkeit oder Verachtung  
gegenüber den wichtigsten Fragen  
aussehen ließ. Aber auch diesen un-  
berühmten Hochmuth wollte sie ihr  
nachsehen, zumal jetzt, wo sie endlich,  
endlich das Kind erwarten durften,  
das sie liebte, heute schon.

Es würde, so schien es der Groß-  
mutter, ihnen doch zu gleichen Theil  
gehören. Es würde, sie sah es  
hell im Geiste voraus, Jüge von ihr  
selbst tragen, welche die Schwiegertoch-  
ter wider ihren Willen dem wer-  
denden Kinde hatte vererben müssen.  
Vor dem Gedanken an diesen ge-  
rechten Ausgleich kam immer Mäh-

ring über sie und etwas wie Groß-  
muth und Mitleid beinahe. So wird  
sie, die zuletzt Besiegte, nun doch Sie-  
gerin sein.

In der Weichheit dieser Tage, in  
der gemeinsamen Sorge und Freude  
für das Kommende, konnte es jetzt  
Momente geben, wo die beiden harm-  
los herzlich zueinander redeten, wo  
die glühende Feindseligkeit ganz er-  
stickt und vergessen war, die sonst, aus  
Angst, bei jedem Hauch hervorzu-  
brechen, sich an vorsichtige leise Worte  
gewöhnt hatte. Schließlich hatte das  
schöne Mädchen den Sohn ja doch ge-  
liebt, mit ihrer ersten Liebe redlich  
geliebt, und es war zu bagreifen und  
natürlich, daß sie ihn nicht hatte auf-  
geben wollen. Das mußte sie zu-  
gesehen, und es war wohl am Ende  
längst schon Färllichkeit auch für die  
in neuer Jugend aufblühende Frau  
ihres Sohnes, was sie immer lieber  
in sein Haus führte, und was sie be-  
wegt, das Leben der beiden zu erleich-  
tern und zu schmücken.

Nur die Verachtung vor der Mutter  
des armen Dinges, vor der ehemaligen  
Stomodiantin, war ihr geblieben.  
Zu der gab es keine Brücke. Wie  
wollte sie dieser Frau freiwillig be-  
gegnet, der jedes Mittel, und Gott  
weiß welches, recht gewesen war, den  
Mahn zu halten, der sich ihrer Tochter  
leichtfertig versprochen. Seine Ju-  
gend nicht einmal — und er war da-  
mals beinahe ein Knabe — hatte  
sie zögern lassen, sein Wort gierig für  
voll zu nehmen.

Hätte die Frau nicht auch, jung  
wie sie noch gewesen, irgend einen  
praktischen Beruf ergreifen können!  
Sinen, der sie und die Tochter richtiger  
gestellt hätte, als ihre Negitations-  
tische thäten, und die Weigen-  
und Gesangstunde, mit denen das Mäd-  
chen damals seine Neben perdarb  
und seine zarte Gesundheit noch zart  
machte.

Sie hatte sich als Mutter und Ver-  
mund dieses einzigen Sohnes ge-  
wehrt, daß er, so jung, sich überhaupt  
schon binden sollte, und hier, und ohne  
irgend eine Lebensausicht als Ent-  
gelt dafür. Wer wollte ihr das da-  
mals verdenken!

Auch ihren Sohn hatte sie über-  
zeugt, daß es einfach ihre Pflicht ge-  
wesen, ihm jeden Schritt zu seinem  
Ziele zu erschweren, so lange sie ho-  
fen konnte, er werde den begonnenen  
Weg nicht zu Ende gehen. Dann, als  
sie leider erkennen mußte, daß ihre  
Berechnung falsch war, daß er, ent-  
gegen ihrer Hoffnung, eigenständig  
treu zu seinem Jertum hielt, dann,  
das würden sie wohl immer rühmen  
müssen, hatte sie großmüthig, und  
großmüthiger, als sie erwarten konn-  
ten, ihnen die Gegenwart gelichtet  
und ihr Haus gebaut.

Trogden, sie ahnte nicht, um wie-  
viel heisser die andere, des Mädchens  
Mutter, sie haßte und hassen mußte.  
Die hatte ihr keine der Thränen ver-  
geben, die ihr Kind, ihr stolzes, schö-  
nes Kind, heimlich um die Härte die-  
ser Frau gewiehet, um den Wider-  
stand, den sie der Ehe feindlich ent-  
gegenstellte, immer in dem lauernden  
Erwarten, die Liebe der beiden an  
diesem Felsen zerbrechen zu sehen.

Sie hatte ihr keinen der traurigen  
Tage und keine der ruhelosen Nächte  
vergessen, die ihr Kind in Hoffnungs-  
losigkeit verbracht oder in Qual einer  
unbegreiflichen Sehnsucht. Und diese  
Frau, deren gesunden Verstand der  
Sohn so oft gerührt, hatte das alles  
gewußt oder doch wissen müssen, und  
nur höher, beschränkter, hohsthaft be-  
schränkter Wille konnten es gewesen  
sein, daß sie den Liebenden nicht half.  
Daß sie ihnen nicht die Möglichkeit  
zur Ehe eingeräumt, solange sie, im  
ersten Drange der Jugend, so köstlich  
heiß zueinander strebten.

Und sie hatten, alle beide wohl, zu  
viel ästhetische Bedürfnisse ins Leben  
mitgebracht und in sich groß werden  
lassen, um die Ehe wie Proletarier  
beginnen zu können, was sie man-  
chmal erwogen und taylor oder feige  
beinahe gewollt hatten.

Der Sohn freilich war heiter über  
die Zeit gezwungenen Wartens hin-  
weggegangen. Wohl auch — weil er  
ein Mann war, berechtigt, seinem  
Verlangen Ruhe zu geben. Aber was  
sah dabei, von Färllichkeit gewedt  
und wachgebaiten, ein jüngerer  
Mädchen leiden! Was kann sie leiden  
auch von dem Ahnen dieses „Rechtes“,  
über das sie Klarheit haben will, um  
so gebieterischer Klarheit, je reiner  
sie ist.

Wie die Wahrheit sie endlich er-  
schütterte! Wie entleert und hilflos sie  
steht vor diesem Wissen, das nie eig-  
Verstehen wird!

Und in bitter durchharteten Jahren  
hat sie so viel in sich vergraben und  
erstickt müssen, daß sie auch in der  
Ehe dann nicht mehr das siegende, Ju-  
belnde, das überströmende volle Ja-  
hen der glücklichen Jugend laden  
kann. Was wollte es daneben bedeuten,  
daß die lieblichen Jüge ihre  
Weisheit langsam verloren? Die  
hatten ja dafür eine andere, reichere,  
durchgeistigere Schönheit gewonnen.  
Und sie, die Mutter, die Jüdrerin und  
Freundin, hatte sie offen, in ruhigem,  
sicherem Ueberlegen gelehrt, um die  
eigene Schönheit zu wissen, diese  
Schönheit zu hüten wie einen Schatz  
und wie eine Waffe zu tragen und  
heilig zu halten wie einen Selber in  
ihres Lebens Noth.

Jahre, die goldenen, glücklichen  
Jahre waren endlich da, von denen  
die Gatten behaupten, sie seien jedes  
Entbehren und jedes Erwarten worth  
gewesen. Aber auch die liebste sie, des  
Mädchens Mutter, keine Stunde ver-  
gessen, wie spät und wie widerwillig  
ihre Tochter, die jedes Hauses Stolz  
hätte sein müssen, Tochter genannt  
worden war von der Frau, der sie kein  
Uebergewicht zuzerkennen konnte als  
zu ihren noch immer sorglich und viel-  
leicht klug gemehten Reichthum. Der  
hatte sie nie befohlen; ihr war der  
Weg der Tochter in dieses freilich  
rechtlichen Mannes flügellose Welt  
immer wie ein Heruntersteigen er-  
schienen.

So hatte keine der Mütter die an-  
dere begriffen, und keine hatte die  
Fähigkeit oder wollte sie nützen, sich  
einzufühlen in die Welt der anderen.  
Es ließ sich ja auch umgehen, daß sie  
einander begegneten, und die stete  
Rücknahme dafür war längst  
etwas zu aller Leben Gehöriges ge-  
worden, etwas, das sich leider nicht  
ändern ließ, und mit dem man sich  
abfinden mußte — — —

Man hatte sie erst gerufen, als das  
Kind, ihrer geliebten Tochter Kind,  
schon lebte.

Da plötzlich, unbedacht, stand sie  
der Frau, der fremden, gegenüber.  
Und inmitten des neuen Glücksge-  
fühls, das sie heiß durchstüßte, hatte  
sie die, die sie bisher nur flüchtig ge-  
sehen, und nun noch mehr denn frü-  
her als bourgeois empfand, in prü-  
fendem, hartem Gasse gemessen und  
dem gleichen Blick empfanden. Der  
wurde indes langsam milder, ein we-  
nig erbarmend fast, wie er die eigene  
runde feigeigste Persönlichkeit mit  
dieser höheren Gestalt vergalt, in be-  
ren farblosen Gesicht unter früher-  
grauten süßigen Haaren nur noch  
traurig große sehr dunkle Augen  
leben hotten und blühte.

Sie räumte ihr den Platz am Bette  
der Tochter und ließ ihn ihr auch, als  
heißer und heiser und näher die Augä-  
pfe alle umschlich und umspann und  
erstickt wollte.

Kantlos zogen Tage und Nächte  
und Tage. Die Kranke wehrte sich  
gegen den starken süßen Wein, dessen  
Geruch sie zu quälen schien; sie wand  
sich weinend vor den kaltnassen spit-  
steinen auf der schmerzenden Stirn.

Das Fieber sank nur für Stunden,  
in den eifigen leuchten Nächten, unter  
den Bädern, die den wunden glühen-  
den Leib lühten sollten.

Dann am Abend und in angst-  
schweren Nächten stieg es wieder; es  
ließ die armen Hände wie von Flam-  
men brennen, es raste in den ruhe-  
losen Lippen, es glomm und stürzte  
über den heißen Augäpfe, es lohte alle  
Kraft hinweg und froß mit seinen  
Gluthen den letzten Widerstand.

Nicht einmal von ihrem Knaben,  
den sie mit Beten und Zauchen be-  
grüßte, wußte die junge, irre redende  
Mutter mehr.

Die letzten glücklichen Jahre waren  
vergessen; die Sehnsucht ihrer langen  
Mädchenzeit allein schien lebendig ge-  
blieben. Sie sprach zu den Figuren  
in den Tapeten, die ihr Menschen  
waren, sehnte, nur manchmal im  
Traum verginnte Menschen; sie sang  
ihnen ihre süßesten Lieder zum Tange  
und weinte dann wieder mit ihnen  
über das Leid, das sie schied.

Ein kurzes klares Erwachen hatte  
sie noch. Sie bog des Mannes ver-  
wandenes Gesicht zu sich herunter  
und sagte ihm lächelnd leise holde  
Liebesworte.

Er war auf den Knien an ihrem  
Bette und hielt die Hände, die sonst  
weiß und leicht wie Taubenflügel,  
nun so schwer von Schwäche und  
Feuchtigkeit waren. Er küßte die  
Hände, die er mehr als alles an ihr  
geliebt, die Hände, die ihm Melodie  
und Licht in sein arbeitsvolles Leben  
getragen, in sein Leben, das ohne sie  
nichts von Klängen und Sonne ge-  
wußt.

Leise holde Liebesworte sagte sie.  
Dann war sie lange still. Thränen  
kamen über ihre Augen. Aus ihrer  
Stimme Klang es mühsam noch ein-  
mal, ein letztes Wort, hineinreißend süß  
und doch wie von tausend Thränen  
voll.

„Es ist — so — schön bei dir ge-  
wesen!“

Ueberwältigt warf er seinen Kopf  
auf das Kissen, — sie sollte die Qual  
nicht sehen, die ihn zerriß.

Da wurde sie ganz ruhig, wie sie  
ihn so nahe küßte; sie lächelte glück-  
lich und erlöst von Schmerzen. Und  
lächelnd und glücklich war der letzte  
verakimende Hauch von ihr, der seine  
Stirne traf, der Hauch, den er küßte  
auf seinem Haar, der Hauch, dessen  
Schauer in seiner Seele er nie verges-  
sen sollte.

Ein kältegefühl froh über ihn hin,  
ein Grauen. Es rührte ihn an wie  
Spinnenarme.

Spät erst kam der Schmerz, das  
Begriffen der Finsterniß vor dem-  
erlöschenden Licht seines Lebens. —

Die Frauen beide starrten nieder  
auf das weiße Gesicht der Todten.  
starrten mit blutigen Augen und  
horchten gequält auf des Mannes lei-  
se rieselndes beherrschtes Weinen, in  
dem doch Hilflosigkeit und Verzwei-  
felung war, — der Haß, den sie für ein-  
ander geschüßelt, stand noch einmal  
auf, drohend, rieselnd groß. Jede maß  
die Schuld an der Vernichtung ihres

Kindes, an dem frühen Sterben der  
Tochter, an des Sohnes zerbrochenem  
Leben, bei der anderen.

Sie haßten sich, und heißer und  
gnadenloser als je, oder sie glaubten  
es doch. Sie hoben die Augen, um  
ihren Haß stärker werden zu lassen,  
als sie selber waren.

Aber sie erschrafen. Eine mußte in  
den Jügen der anderen Zerstückung  
sehen und den Gram darin. Da  
wußten sie kaum noch von ihrem  
kleinen Gasse, da sahen sie ihn ertrin-  
ken in diesem Strome von Leid. Da  
wußten sie langsam und wider ihren  
Willen nur, daß es ihnen ja gemein-  
sam war, ihr furchtbares Leid, ge-  
meinsam auch die Pflicht, die heilige,  
die sie zu dem kleinen theuren, früh  
verarmten Wesen wies.

Sie wußten, daß unlösbar und  
zwingend nun ein Band zwischen ih-  
nen war, lebendiger, gewaltiger als  
jede unfruchtbare todtte Schuld der  
Vergangenheit.

Und schluchzend bewegten sich ihre  
Arme und tasteten einander zu und  
wollten sich nicht scheiden und fanden  
sich, und schluchzend, ehe sie es begrif-  
fen, hielten sie sich fest und ließen ihre  
Thränen in einander fließen.

**Die Sage von den erweckt u  
Scheintodten.**

Die zuerst in der Koelboffischen  
Chronik unter dem Jahre 1400 ge-  
meldete Erzählung von einer „Bräu-  
wen zu Coellen, die gestorben und be-  
graben was und wieder aufgegraben  
lebendig wart“, eine durch die bei-  
den weißen Pferdesöpfe am ehemali-  
gen Hofesenen Hause (Neumarck-  
Nidmodisstraße) auch vielen Bei-  
wohnern wohlbekante Erzählung,  
wird von Prof. Johannes Volke im  
4. Heft der Zeitschrift des Vereins  
für Volkskunde (Berlin) als die be-  
rühmteste Fassung unter den Sagen  
von der erweckten Scheintodten be-  
zeichnet. Das wird dem Vollstän-  
digen auf der einen Seite lebhaftere  
Freude bereiten, während es ihm auf  
der andern schmerzlich sein muß, zu  
hören, daß die ihm von Kindesbeinen  
an vertraute Sage von Frau Nid-  
modis, eben jener wieder  
„lebendig“ gewordenen Frau, dem  
Kölner Sagenbuch nicht allein ange-  
hört. Aber daran wird man leider  
nichts zu ändern sein. Denn daß eine  
als verlorben betattete Frau plötzlich  
in dem Augenblick aus dem Star-  
kranke erwacht, wo ein Mann ihren  
Sarg öffnet, um ihren Schmuß  
(Nid) zu rauben, ist eine seit dem  
15. Jahrhundert ohne wesentliche  
Abweichungen an verschiedenen Orten  
in Deutschland, Frankreich und  
Italien anzutreffende Sage, die auch  
in England Verbreitung gewann,  
also deutlich zeigt, daß wir es hier  
mit einer sogenannten Wanderfrage  
zu thun haben. Der Orte, die ihre  
Nidmodisfrage haben, sind in Deutsch-  
land gar viele. Um 1566 berichtet  
die Zimmerische Chronik, daß im 15.  
Jahrhundert zu Wölkirch (Mehrfird  
in Baden) eine Frau an der Zeit  
starr und auf dem Kirchhofe zu St.  
Martin in die Grube gelegt ward,  
aber Nachts erwachte, als ihr der  
Totengräber den Ring und ihre  
Köde abziehen wollte, und heimkehrte.  
Aehnliche Sagen liegen vor aus  
Dresden, Raibach, Altenburg, Thorn,  
Lübeck, Schweinfurt, Regensburg.  
Während die Grundform der Sage  
überall dieselbe ist, zeigen jüngere,  
erst im 19. Jahrhundert aufgezeich-  
nete Varianten aus Magdeburg,  
Hamburg, Gütstadt, Dünkirchen,  
Lachen, Sessen, Nürnberg, Weimingen,  
Freiburg, Mühlbach nähere Ver-  
wandtschaft mit der Kölner Sage.  
Sie weisen nämlich fast sämtlich  
auf den am Hausgiebel oder an den  
Fensterladen (Nürnberg) befindlichen  
Pferdesopf hin, der (wie in Köln  
die beiden Pferdesöpfe) zur  
Erinnerung an den anfänglichen  
Anglauben des Mannes der Wieder-  
erweckten und an das darauf erfolgte  
Wunder angebracht worden sei; in  
Hamburg ist es dagegen der Kopf  
eines Einhornes, in Weimingen ein  
Steinrelief mit einem in der Wiege  
liegenden Gaul. In Freiburg wird  
wie in Köln auch ein angeblid von  
der Sagenheldin gewebtes Kostüm  
gezeigt. Sehr treffend und schon  
seit dazu Volke, die zuerst in Köln  
lokalisirte Geschichte sei gleich Som-  
merferden durch die Luft geflogen  
und als „Hörnischer Muthus“ bald  
hier, bald dort haften geblieben, wo  
sich ein ihr entsprechendes Denkmal  
auf dem Kirchhof oder am Hause dar-  
bot. Die französischen Lesarten der  
Sage enthalten keine solchen lokalen  
Erinnerungszeichen. Tallemant des  
Reaun berichtet von der um 1550 le-  
benden Baronin de Panat, die an  
einem Nidmodis erstickt und begraben  
wurde, durch eine Dienerin aber erweckt  
wurde, welche ihren Schmuß stehlen  
sollte zugleich durch Schläge auf  
den Nacken an ihr rächen wollte. Zur  
selben Zeit soll Renée Tavan, die  
Gemahlin des Herrn Francois de  
Rochecouart, durch einen Diener, der  
es auf ihren Diamantring abgesehen  
hatte, vom Scheintode erweckt wor-  
den sein. Missou (Bonage d'Italie,  
1743) reist seinem Berichte über die  
Kölner Sage den gleichen Fall der  
Goldschmiedsrau Mervache in Po-

tiers an, und der Pariser Arzt Bru-  
hier zählt in seiner „Abhandlung von  
der Ungeheißer der Krennzeichen des  
Todes“ (1754) ganz ähnliche Ge-  
schichten mit dem Ringdiebstahl-Mo-  
tiv aus Orleans, Toulouse, Bourde-  
aux auf. Die Erwöckung durch den  
Ringdieb wird ferner erzählt in eng-  
lischen Sagen aus Derbyshire, Glo-  
cestershire, Drogeda, Halifax, Wot-  
tett, Somersetshire. Ein neues Mo-  
tiv enthält eine in Padua spielende  
Erzählung, die 1582 von dem Bremer  
Arzte Joh. Ewich mitgetheilt  
wird, der auch, um vor einer vor-  
schnellen Bestattung der Pestleichen  
zu warnen, auf die Kölner Geschichte  
verwies. In dem Falle aus Padua  
handelt es sich um die Erwöckung  
einer Scheintodt begabenen Frau  
durch die Geburt von Zwillingen (1),  
die „so laute geschrien, das es die  
Küster in der Kirche gehört und die  
Kindlein neben der Mutter lebendig  
wieder aus dem Grabe genommen  
haben“. Diese „noch nie erhörte  
Wundergeschichte“ fand mehrere Be-  
arbeitungen in Form von Bänkelsän-  
gerliedern im 18. Jahrhundert.  
 („Nun laßt uns Wunder hören“, 29  
Strophen; „Sört zu, ihr lieben Chri-  
sten-Leut“, 20 Strophen. In dem  
ersten Liede wird das Ereigniß nach  
Hirschleben, in dem andern nach Bü-  
rich — Jannar 1792 — verlegt.)  
Der Sagengruppe mit dem Motiv  
des Ringdiebstahls — die Erzählung  
aus Padua und noch die eine oder  
andere Hoffnung stehen ganz abseits  
— jezt Volke jene mehr romantisch  
gefärbten Sagen entgegen, in denen  
der Erwecker ein unglücklicher Lieb-  
haber ist, der erstickt, um die ihm  
stählen Geliebte noch einmal zu be-  
trachten. Diese zweite Sagengruppe  
läßt sich bis ins 13. Jahrhundert zu-  
rückverfolgen und zeigt in ihrer Aus-  
gestaltung größere Mannigfaltigkeit  
als die erste Gruppe. Wegen ihres  
romantischen Charakters hat die Sage  
mit dem Nidmotiv, so nennt sie  
Volke kurz zum Unterchiede von der  
Sage mit dem Ringdiebstahlmotiv,  
ihre Anziehungskraft bis in die  
neueste Zeit bewahrt und ist durch  
begabte Dichter vielfach künstlerlich  
ausgestaltet und verfeinert worden.

Das geschah in Italien früh schon  
durch Giovanni Boccaccio, ferner  
durch den toskanischen Dichter Lan-  
tino Beletti im 15. Jahrhundert,  
später noch durch den Bischof Matteo  
Bandello. Den Freunden der verglei-  
chenden Literaturgeschichte gibt Volke  
dann eine Riste der Kundtsichtungen,  
die durch Boccaccios Novelle und die  
Erzählungen der andern herborger-  
ten wurden. Auch die letztere Form  
der Sage von der erweckten Schein-  
todten ist in den Bereich der Bänkelsän-  
gerdichtung gezogen worden, wie  
eine deutliche Prosaerzählung in  
Flugblattform mit angehängtem  
Lied: „Die lebendig begrabene  
Bräut“ beweist. Diese am Ende des  
18. Jahrhunderts entstandene  
„Volksnovelle“ zeigt übrigens eine  
Verbindung der Motive aus beiden  
Sagengruppen. Erwähnt sei noch,  
daß der vorliegende Sagenstoff auch  
in Indien anzutreffen ist.

**Ueber den Tod Napoleon's.**

Was von Augenzeugern der Leichenschau über die  
wichtige Todesursache berichtet wird.

Ueber die Leichenchau Napoleon I.  
auf St. Helena lagen bis jetzt drei  
Berichte vor: das offizielle Protokoll,  
das natürlich so gefärbt war, daß  
man das Klima von St. Helena nicht  
für den Tod des Kaisers verantwor-  
lich machen konnte, dann eine Auf-  
zeichnung und ein Bericht Antom-  
marchis, der hauptsächlich bemüht  
war, seine falschen Diagnosen zu  
rechtfertigen. Ein viertes Dokument  
war bisher unbekannt geblieben: es  
ist ein Bericht des Hilfsarztes Denen,  
der ganz neue Einzelheiten enthält;  
man liest daselbst:  
Das Gesicht hatte einen merkwi-  
rdigen Ausdruck, der mit dem bewege-  
ten Leben und dem Charakter des  
Verstorbenen gar nicht im Einklang  
zu stehen schien. Die Jüge waren  
regelmäßig und wurden sogar schon  
gefunden. Den Kopf ließ man unber-  
ührt. Er war dick und muß schon  
in der Jugend des Kaisers unverhält-  
nismäßig groß gewesen sein. Die  
Stirn war breit und glatt; die Or-  
gane der Kampflust und der Anwalt-  
tät waren stark ausgeprägt. Die  
Haut schien sehr weiß und zart zu  
sein; dasselbe gilt von den Armen  
und den Händen. Der ganze Kör-  
per war schwächlich und fast feminil.  
Die Haare waren fein und leidenar-  
tig. Als man den Magen freilegte,  
sah man, daß die obere Wand in  
großer Ausdehnung am linken Leber-  
flappen hing. Nachdem man dann  
Magen und Leber getrennt hatte,  
fiel die ganze Schwere der Krankheit,  
die den Tod herbeigeführt hatte, ins  
Auge. Die ganze innere Magen-  
wand zeigte eine Masse von krebsar-  
tigen Geschwüren; es befand sich in  
der Magenenge ein Loch, in wel-  
ches der Schreiber die Finger seinen  
Finger stecken konnte. Man  
hatte mit solcher Sicherheit behauptet,  
daß der Verstorbene an einer Super-  
trophie der Leber gelitten habe, daß  
sagt alle, die der Autopsie beiwohnten,  
auch dieses Organ krank zu finden  
erwarteten. Die Gesichtser drückten  
höher als man es unterrichtete. große

Spannung aus. Herr Antommarchi  
machte einen Einschnitt: er glaubte,  
daß aus dem verunheilten Geschwür  
ein ganzer Haufen Eiter herborkom-  
men würde; aber es war kein Ge-  
schwür vorhanden, auch keine Entzün-  
dung und keine Infiltration. Die  
linke Niere war um ein Drittel grö-  
ßer als die rechte; das scheint aber  
ein Geburtsfehler gewesen zu sein.  
Die Blase war klein und enthielt et-  
was Urin.

Mein Vertrauen als die anderen  
Berichte liest aus dieser Bericht, der  
auf Hudson Lowes Befehl niederge-  
schrieben wurde, nicht ein: er sucht  
vor allem die Erkrankung der Leber  
zu leugnen; aus den jetzt entdeckten  
Papieren ergibt sich aber, daß in dem  
offiziellen Protokoll ursprünglich zu  
lesen war: „Die Leber war vielleicht  
etwas größer als sie bei anderen  
Menschen zu sein pflegt.“ Dieser  
Satz hat man später aus guten Grün-  
den getrichen.

**Dr. J. D. van der Waals,**

dem der diesjährige Nobelpreis für  
Physik zugefallen ist, hat seine Lauf-  
bahn als Elementarlehrer begonnen.  
Er war dann eine Zeitlang als Leh-  
rer an höheren Bürgerlichen thätig.  
Bei der Umformung des Amster-  
damer Athenäums zur Universität  
wurde er auf den Lehrstuhl der Phi-  
sik berufen. Durch seine Forschungen  
und Entdeckungen auf dem Gebiete  
der feinsten Gasttheorie, besonders  
durch die Formulierung der „Zu-  
standsvergleichung“, ist er eine wis-  
senschaftliche Autorität ersten Ranges  
geworden; ihm ist die Erweiterung  
und Ergänzung der Gesetze von  
Boyle und Gay-Lussac zu danken.  
Als Dr. van der Waals nach erreich-  
ter Altersgrenze auf seine Lehrthätig-  
keit verzichtete mußte (1907), wurde  
ihm die seltene Suldigung zutheil,  
daß in einem der Säle des Univer-  
sitätsgebäudes eine „Van der Waals-  
Gedenktafel“ angebracht wurde, auf  
welcher sein glänzendes Lebenswerk  
mit Angabe der von ihm gemachten  
Entdeckungen und der nach ihm ge-  
nannten Gesetze zusammengefaßt war.

Es darf wohl als sicher angenom-  
men werden, daß der Dr. Cook sich  
irrite, als er die Entdeckung des Nord-  
pols beanspruchte. Er selbst gibt es  
zu, und die Kopenhagener Gelehrten  
erklärten, daß er für seine angebliche  
Entdeckung keine Beweise lieferte.  
Die Amerikanische Geographische Ge-  
sellschaft hat dagegen Pearys Be-  
weise, welche aber bis jetzt der Of-  
fentlichkeit nicht anheimgegeben wur-  
den, als genügend gefunden. Ob  
wohl das Gutachten der Dänen eben-  
so lauten wird?

**Hämorrhoiden**

**Fisteln**

und alle Afterleiden kurirt  
ohne Operation — keine  
Chloroform, Aether oder al-  
gemeine Betäubungsmittel  
gebraucht. — Kur garan-  
tiert eine Lebenszeit zu dau-  
ern. Examination frei.

**Bezahlt wenn Kurirt.**

Nicht ein Cent wird an-  
genommen bis der Patient  
geheilt ist.

**Brüche kurirt in von 3**

**bis 6 Behandlungen**

**ohne Operation.**

Bezahlt wenn kurirt.



**DR. RICH**

**Spezialist**

Grand Island, Nebraska.

Chronische Krankheiten von  
Männern und Frauen und  
Krankheiten der Haut. Of-  
fice gegenüber der City Hal-  
le. In der Office den gan-  
zen Tag und Abends.